

1. Einleitung: Berlin – eine hochsegregierte Stadt?

Mit dem Fahrrad fahre ich knapp zehn Minuten von meinem Zuhause im Berliner Stadtteil Gesundbrunnen zum Verein WIR GESTALTEN (WG) im angrenzenden Stadtteil Wedding. Fünf Minuten benötige ich, um zu dem Haus meiner Patenjugendlichen zu gelangen. Meine Nachbarschaft, in der ich zu Beginn meiner 18-monatigen Feldforschung bereits seit sechs Jahren lebe, erkunde ich gern zu Fuß und mit dem Rad. Hierher hat es mich bislang jedoch noch nie verschlagen, obwohl die Adresse alles andere als abgelegen ist. An der Klingel am Hauseingang meiner Patenjugendlichen werde ich von einem Kind gefragt, was ich dort mache. Das Gebäude wirkt auf den ersten Blick prekär und heruntergekommen. Ich vermute einen Bau aus den 1970–80er Jahren. Balkone dienen vielfach als Abstellkammern, vor dem Haus türmt sich illegal abgestellter Sperrmüll (was jedoch auch in den besser betuchten Bezirken Berlins keine Seltenheit ist), die Haustür lässt sich nicht schließen und der Geruch im Treppenhaus regt mich zur Eile an. Ich wolle jemanden besuchen, antworte ich. Die offensichtlich irritierte Gegenfrage, »Hier?!«, die einem kurzen Scan meiner Erscheinung folgt, bejahe ich. Im Haus meiner Patenjugendlichen wohnen überwiegend Menschen mit sogenanntem »Migrationshintergrund«. Viele der Familien mit Fluchterfahrung, die die Zielgruppe des Vereins WG bilden, wohnen ebenfalls in diesem Hauskomplex und sind untereinander bekannt. Der Reaktion des Kindes zufolge ziehen Besuchende, die nicht in diese Kategorie zu passen scheinen, Aufmerksamkeit auf sich.

Trotz der räumlichen Nähe zu meinem Wohnort erlebte ich während meiner Forschung wiederholt Formen sozialräumlicher und lebensweltlicher Segregation¹ innerhalb einzelner Nachbarschaften. Viele Ecken des Stadtteils, in dem ich wohne, lernte ich erst mit meinen Forschungspartner:innen kennen. Orte und Straßen, die mir bereits vertraut waren, begann ich mit ihnen durch eine völlig neue Brille zu betrachten. Dieser Segregation könnten Patenschaften, so eine der Koordinatorinnen des Vereins WG in einem Interview mit mir, durch die Stiftung von Beziehungen entgegenwirken:

1 Mit der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Segregation, ihren Ursachen und Folgen sowie den damit einhergehenden normativen Implikationen diesbezüglicher politischer Maßnahmen beschäftigt sich etwa die Soziologin Monika Alisch (2018).

[W]ir leben ja in Berlin in 'ner hochsegregierten Stadt. Also, klar verändert sich der Wedding, durch die Beuth-Hochschule und es gibt jetzt viele Studierende dort, aber wenn man so kleinteilig auf die Wohnblöcke guckt, ja, also da wo unsere [Paten-]Kinder leben, da leben wahrscheinlich wenig Studenten dazwischen. Und die Menschen bekommen keinen Kontakt auf der Straße zueinander. Dazu sind die Milieus einfach zu unterschiedlich. Also es braucht einfach Vereine, die Kontakte herstellen, also Begegnungsmöglichkeiten schaffen. Und das kann sein beim gemeinsamen arabischen Kochabend [...]. Aber Patenschaften sind halt 'ne super Möglichkeit, um wirklich in Beziehung zu treten und auch in das Leben des anderen einzutauchen. [...] [A]lso einerseits im Hinblick auf Bildung, aber auch so dieser persönliche Kontakt, da muss noch wahnsinnig viel passieren. Also das ist ja nicht, dass wir da von einer vielfältigen Gesellschaft reden können, also im Sinne, dass wir wirklich zusammenleben und uns auf allen Ebenen austauschen und unterstützen würden. Das passiert nicht automatisch. (Interview 17.05.2019)

Susanne Wessendorf beschreibt in ihrer Monografie *Commonplace Diversity* (2014), dass sich private Beziehungen trotz einer intensivierten Diversität im wohnräumlichen Umfeld – in Bezug auf Differenzierungslinien wie ethnische Zugehörigkeit, *race*, Alter, Bildung, sozioökonomische Schicht etc. – überwiegend homogen gestalten. Die Sozialanthropologin beobachtet:

While cultural diversity as such is not perceived as something unusual in public space, commonplace diversity does not translate into patterns of social relations in more personal relations. Thus, people live together in public and semi-public space, but most of them socialize apart in private. (Ebd., S. 12)

Wessendorf beschreibt in ihrer Arbeit den Londoner Stadtbezirk Hackney. Ihre Darstellungen zu den überwiegend homogenen Kontakten in der privaten Sphäre lassen sich jedoch meiner Erfahrung nach ohne Weiteres auch auf Berliner Bezirke übertragen, die von erhöhter Diversität geprägt sind. Wie die Koordinatorin in dem obigen Interviewausschnitt feststellt, fehlt es auch in Berlin an lebensweltlichen Begegnungen und Beziehungen zwischen Menschen, die in unmittelbarer Nähe zueinander wohnen.

Wird in Deutschland von Diversität gesprochen, ist damit zumeist eine kulturelle oder ethnische Vielfalt gemeint, die sich vor allem auf Migrationsphänomene des 20. Jahrhunderts oder auch rezentere Fluchtbewegungen bezieht (Warstat/Dilger 2021a, S. 8, 17) (s. 3.1). Dabei steht vielfach die nationalstaatliche Zugehörigkeit und besonders auch das Herkunftsland der Migrantinnen im Vordergrund: Im Mikrozensus 2019 (Statistisches Bundesamt 2020) werden im Bundesländervergleich Angaben zum jeweiligen Anteil von ›Menschen mit Migrationshintergrund‹ an der Gesamtbevölkerung gemacht, wobei nach dem Vorhandensein der deutschen Staatsangehörigkeit, Migrationserfahrung und Geburtsland differenziert wird. Berlin hatte laut Mikrozensus 2019 eine Gesamtbevölkerung von 3,77 Millionen Menschen. Von diesen hatten 1,32 Millionen Menschen sogenannte ›ausländische Wurzeln‹, von denen wiederum 543.000 Menschen die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen. Die Mehrzahl der ›Berliner mit Migrationshintergrund‹ kam derzeit aus der Europäischen Union, davon etwa 114.000 aus Polen (Der Tagesspiegel 2020). Das Statistische Bundesamt definiert den Begriff

›Migrationshintergrund‹ folgendermaßen: »Eine Person hat einen Migrationshintergrund, wenn sie selbst oder mindestens ein Elternteil die deutsche Staatsangehörigkeit nicht durch Geburt besitzt.« (Statistisches Bundesamt 2020, S. 4)² In Berlin hatten im etwa gleichen Zeitraum 182.000 Menschen einen türkischen und 154.000 Menschen einen arabischen Hintergrund. Der Bezirk Mitte mit seinen Stadtteilen Gesundbrunnen und Wedding, in denen sich mein Forschungsfeld befand und in dem ich lebte, hatte mit 54 % den höchsten Anteil an ›Menschen mit Migrationshintergrund‹ in der Hauptstadt (Der Tagesspiegel 2020). Hier ließen sich ab den 1970er Jahren viele angeworbene Gastarbeiter:innen nieder, da der Wohnraum vergleichsweise günstig war.

Im Mikrozensus werden außerdem Aussagen zur Haushaltsstruktur von ›Menschen mit Migrationshintergrund‹ getätigt, zu ihrem Schulabschluss, Beschäftigungsverhältnis und Einkommen, ihrem Sozialversicherungsstatus, Geschlecht und Alter, dem Geburtsland der Eltern, ihrer Aufenthaltsdauer in Deutschland (und der ihrer Eltern) und ihren Migrationsmotiven. Diese Kriterien werden jeweils der ›Bevölkerung ohne Migrationshintergrund‹ gegenübergestellt. Die Erhebungen beinhalten folglich verschiedene Differenzlinien, die Vielfalt zwar abbilden können, welche jedoch kaum zueinander in Beziehung gesetzt werden – etwa hinsichtlich der Einflussnahme des Schulabschlusses, des Geburtslands (der Eltern) und der Migrationsmotive auf den aktuellen Sozialversicherungsstatus.³ Derartige statistische Darstellungen werden neben einer unzureichend intersektionalen Betrachtungsweise von verschiedenen weiteren Problematiken begleitet wie etwa einer Diskrepanz zwischen Selbst- und Fremdzuschreibung (bspw. hinsichtlich Gruppenzugehörigkeiten), einer Reproduktion und Verstärkung essentialistischer und diskriminierender Zuschreibungen und einer Exotisierung des Fremden,

-
- 2 Zur Problematik des Begriffes ›Migrationshintergrund‹: »Der Begriff ›mit Migrationshintergrund‹ hat die Funktionalität der alten nicht-adäquaten Benennungen von ›Andersheit‹ innerhalb der Gesellschaft vollständig übernommen, hat zugleich aber das Potential, diese auf Jahrzehnte festzuschreiben. Fortan kann im deutschen Kontext auch jemand mit eingewanderten Urgroßeltern noch als ›mit Migrationshintergrund‹ gelten – vor allem, wenn er/sie einen Namen oder ein Aussehen hat, das als nicht-deutsch konnotiert ist.« (Mannitz/Schneider 2014, S. 85) Auf die Entstehung des Begriffes, die kulturessentialistische Grundannahme, die ihm zugrunde liegt, sowie die Konsequenzen für die so Bezeichneten gehe ich in Kapitel 3.1 konkreter ein. Ich verwende in dieser Arbeit den Begriff migrantisiert, um den Prozess der Andersmachung (engl. *othering*) und die damit einhergehende Konstruktion und abwertende Zuschreibung des ›Fremden‹ zu betonen. Von migrierten oder migrantischen Akteuren spreche ich hingegen, wenn deren Migrationserfahrung in dem jeweiligen Kontext von Relevanz ist. Auch die fortwährende Festschreibung als Geflüchtete wurde im Verlauf meiner Forschung sowohl von betroffenen Jugendlichen als auch von Patenschafts koordinierenden hinterfragt und kritisiert. Da jedoch die Fluchterfahrung der Zielgruppe ein entscheidender Bestandteil der Projektbeschreibungen und damit auch der koordinierenden Vorbereitungs- und Begleitarbeit für die in dieser Arbeit zu beschreibenden Patenschaften war und ebenfalls die Erwartungen von Freiwilligen an ihre Patenkinder prägte, verbleibe ich bei dem Begriff der Geflüchteten.
 - 3 Auch das Vielfaltsbarometer der Robert Bosch Stiftung bedient sieben Kategorien, »die besonders zentral für das Leben der Menschen in Deutschland sind, nämlich: Lebensalter, Behinderung, Geschlecht, sexuelle Orientierung, ethnische Herkunft, Religion und sozioökonomische Schwäche« (Arant et al. 2019, S. 25). Auch dieser Bericht vermag die verschiedenen Dimensionen nicht zueinander in Beziehung zu setzen.

die allesamt zu einer verkürzten Darstellung hochkomplexer Phänomene und Erfahrungen führen (Warstat/Dilger 2021a, S. 19ff.). Der Theaterwissenschaftler Matthias Warstat und der Sozial- und Kulturanthropologe Hansjörg Dilger stellen dazu Folgendes fest:

[D]ie Datenlage zur Abbildung kulturell-ethnischer Diversität [ist] in institutionellen Zusammenhängen selbst außerordentlich vage – und birgt zusätzlich die Herausforderung der (Nicht-)Beschreib- und Abbildbarkeit kultureller Pluralität an den für das Zusammenleben der Zivilgesellschaft zentralen Stellen und Einrichtungen. (Ebd., S. 8)

Vielfalt muss weit über ethnische und nationalstaatliche Zugehörigkeiten hinausgedacht werden.⁴ Die Kontrastierung mit der ›Bevölkerung ohne Migrationshintergrund‹ im Mikrozensus macht jedoch deutlich, dass Herkunft – sei es die eigene oder die der Eltern – nach wie vor ein entscheidendes Kriterium in der Erfassung und Beschreibung von Vielfalt darstellt und Entscheidungsträgerinnen in ihren Handlungen informiert. Die ›Bevölkerung ohne Migrationshintergrund‹ figuriert dabei als Norm.

Im Kontext der sogenannten ›Flüchtlingskrise‹⁵ 2015/2016 ist die Frage des Umgangs mit sozialer und kultureller Vielfalt nicht nur neuerlich zu einem umkämpften politischen Thema in Deutschland geworden, sondern hat auch die Initiierung zahlreicher zivilgesellschaftlicher ›Integrationsprogramme‹ ausgelöst, die darauf abzielen, migrieren oder geflüchteten Menschen bei der Eingliederung zu helfen. Zunehmend setzen sich in diesem Feld bereits vielfältig erprobte Formate durch, die Integration und den Weg zur Chancengleichheit als dialogisches Geschehen begreifen und entsprechend in der Betreuungsarbeit dyadische Konstellationen vorsehen. Eine dieser Formen bilden Patenschaften, welche gezielt Begegnungen über verschiedene, intersektional verflochtene Differenzlinien hinweg ermöglichen sollen. In meinem Forschungsfeld waren dies Herkunft, Religion und Sprache, Alter und Geschlecht sowie formale Bildung und sozioökonomische Schicht. Diese Kategorien korrelierten wiederum mit diversen Wertesystemen, Moralvorstellungen und Konzepten (etwa hinsichtlich Erziehung) sowie nicht zuletzt auch mit Zuschreibungen von Ressourcen und Bedürftigkeit, welche entschei-

-
- 4 Der Anthropologe und Migrationsforscher Steven Vertovec prägte mit seinem Artikel *Super-diversity and Its Implications* (2007) den Begriff der *Super-Diversität*, mit dem er am Beispiel Großbritanniens betonte, wie überholt das damalige Verständnis von Migration, Vielfalt und Multikulturalismus war. Das intersektionale Zusammenspiel von Herkunftsländern, Migrationsrouten, Alter, Sprachen, Geschlecht und Sexualität, Religion, (transnationaler) Vernetzung, Bildungshintergrund, sozioökonomischem sowie rechtlichem Status, Zugang zum Arbeitsmarkt, sozialräumlicher Verteilung migrierter Menschen ebenso wie der Resonanz, die diese vonseiten staatlicher Akteure und der sie umgebenden Mehrheitsbevölkerung erleben, bedinge heute, so der Autor, eine bislang nie dagewesene Form der migrationsbedingten Vielfalt (ebd., S. 1049).
 - 5 Der Begriff der *Flüchtlingskrise* ist äußerst umstritten. Die Anthropolog:innen Seth Holmes und Heike Castañeda beziehen sich in ihrer Verwendung des Krisenbegriffes auf eine an Gramsci angelehnte Definition von Krise, »as a moment in the war of position and war of maneuver when hegemony and the architecture of a social world are at stake, with future structural and symbolic realities unknown« (Holmes/Castañeda 2016, S. 13). Der Begriff der *Krise* meint hier also einen Moment, in dem hegemoniale Sichtweisen und Sicherheiten, sprich die Grundfesten des sozialen Gefüges, in Frage gestellt werden.

dend die Begegnungen und Beziehungen prägten, die sich in Patenschaften entwickeln konnten.

Etwa drei Jahre nach dem in der einleitenden Vignette geschilderten Erlebnis, welches die Segregation Berlins illustriert, bin ich während des Monats Ramadan zum Fastenbrechen bei der Familie eingeladen. Als ich ankomme, halten sich vor dem Haus meiner Patenjugendlichen wieder Kinder auf – diesmal eine Gruppe von Jungen, von denen ich zwei ermahne, sich nicht gegenseitig zu hauen. Ein dritter mustert mich dabei neugierig und fragt, ob ich die Lehrerin von Malisa sei, der kleinen Schwester meiner Patenjugendlichen. Ich kläre ihn über die Beziehungskonstellation auf. Er scheint nicht weiter überrascht und quittiert meine Erklärung nur mit einem Nicken. Während des Fastenbrechens überrascht mich meine Patenjugendliche Lara mit ihrem Vorschlag, uns von der Familie zurückziehen, um in Ruhe zu essen. Anders als zu Beginn unserer Patenschaft gerät unser Gespräch nicht mehr ins Stocken. Wir haben eine Vielzahl an Themen, über die wir uns in vertrauter Atmosphäre austauschen. Auch sind wir uns unserer Präsenz im Leben der anderen sicherer geworden als am Anfang.

In den drei Jahren meiner Patenschaft mit Lara erlebte ich viele Höhen und Tiefen. Ich dachte immer wieder, die Beziehung sei eingeschlafen, um dann erleichtert festzustellen, dass wir wieder zueinanderfanden, obwohl mit der verstreichenden Zeit und auch aufgrund der Einschränkungen durch die COVID-19-Pandemie die Abstände unserer Treffen – anfangs wöchentlich – sich wiederholt auf ein bis zwei Monate spannten. Ein erster Vergleich dieser beiden kurzen Episoden lässt erkennen, dass Patenschaften das Potenzial haben, einen Raum der Begegnung zu schaffen, der nicht nur für die direkt an der Beziehung Beteiligten an Natürlichkeit gewinnt, sondern auch für Außenstehende zu einer bekannten Konstellation wird und vermag, die sozialräumliche und lebensweltliche Segregation aufzuweichen.

Die Beziehungsdynamiken und Prozesse der Wissensvermittlung, die diese besondere Form der Begegnung aufweisen können, die expliziten und impliziten Erwartungen, Zuschreibungen und Aushandlungen sowie die affektiv-emotionalen Erfahrungen der beteiligten Akteure soll die vorliegende Arbeit näher beleuchten. Dies geschieht vor dem Hintergrund der politischen und gesellschaftlichen Diskurse und Praktiken um die Themenfelder Migration und Integration sowie der Möglichkeiten und Unmöglichkeiten zivilgesellschaftlicher Vereinsarbeit.

1.1 Struktur der Arbeit

Die vorliegende Arbeit ist in sieben Kapitel untergliedert. Das auf die Einleitung folgende zweite Kapitel, »Vom Forschen über Berliner Patenschaften«, widmet sich der Beschreibung meines Forschungsfeldes, den Rahmenbedingungen und Besonderheiten meiner Forschung sowie den fachtheoretischen Grundlagen, die mein Erkenntnisinteresse prägten. Ich stelle zunächst die räumlichen Begebenheiten des Vereins WG, die im Zeitraum meiner Forschung durch große Umbauarbeiten geprägt waren, sowie die Menschen vor, die sich dort hauptberuflich und ehrenamtlich engagierten oder Teil der Zielgruppen des Kiezcafés und der Patenschaftsprojekte waren. Weiterhin beschreibe ich meine erste Kontaktaufnahme zum Verein sowie mein anfängliches

Navigieren im Feld. Ich gehe auf die diversen Rollen ein, die ich in den 18 Monaten meiner Feldforschung einnahm, sowie auf deren Auswirkung auf meine Perspektiven, mein Erkenntnisinteresse und die Datenerhebung. Von besonderer Bedeutung waren dabei meine eigene Patenschaft zu einem damals 15-jährigen Mädchen, eine Fokusgruppe, die ich mit Studierenden des Instituts für Sozial- und Kulturanthropologie der Freien Universität Berlin (FU Berlin), wo ich als Wissenschaftliche Mitarbeiterin beschäftigt war, etablierte, sowie das Forschen zu Hause. Daraufhin widme ich mich den von mir verwendeten Methoden der Datenerhebung und -auswertung und bestimme meine Zugänge zu den verschiedenen Akteursgruppen näher. Weiterhin schildere ich die Auswirkungen der COVID-19-Pandemie auf meine Forschung. Schließlich erläutere ich meine spezifische Perspektive auf Patenschaften, die in der Psychologischen Anthropologie wurzelt und Emotionen und Affekte gesondert in den Blick nimmt.

Das dritte Kapitel, »Integration und Ehrenamt«, widmet sich den beiden großen Diskurs- und Praxisfeldern, in denen ich mein Forschungsfeld als Bestandteil der zivilgesellschaftlichen Geflüchtetenarbeit, welche Begegnung, Teilhabe, Chancengleichheit und Integration anstrebt, primär verorte. Zunächst werden die Migrationsbewegungen in die Bundesrepublik Deutschland sowie deren Umgang mit ihnen thematisiert. In diesem Zuge sind sowohl die Anerkennung Deutschlands als Einwanderungsland, Integrationsdiskurse und -praktiken sowie die damit verwobenen Vorstellungen des »kulturell Fremden« und einer »deutschen Leitkultur« relevant. Obwohl in diesem Kontext meist ein defizitäres Bild migrantisierter Akteure gezeichnet wird, in welchem diese als eine Belastung für das soziale und wirtschaftliche Gefüge der BRD gesehen werden, sind zunehmend auch Bewegungen zu verzeichnen, die eine offene Gesellschaft anvisieren. Hierin werde ich das Integrationsverständnis von WG einordnen. Daraufhin führe ich die Engagementlandschaft in Deutschland ein. Hierfür werfe ich zunächst einen Blick auf den Strukturwandel, der sich in den vergangenen Jahrzehnten vom traditionellen Ehrenamt hin zu freiwilligem Engagement vollzog. Dabei werden der Staat und private Mittelgeber als bedeutsame Akteure in den Aushandlungen über individuelle, kollektive und gesellschaftliche Ressourcen, Bedürfnisse und Prekaritäten beleuchtet. Abschließend soll das Engagement für Geflüchtete als besonderer Modus der freiwilligen Tätigkeit dargestellt werden, in welchem tradierte Hierarchievorstellungen und Machtgefüge zwischen »Globalem Norden« und »Globalem Süden« zum Tragen kommen (können), die jedoch zunehmend von den Beteiligten reflektiert und hinterfragt werden.

Das vierte Kapitel, »Patenschaften – Konzepte, Erwartungen und Zielsetzungen«, schärft die Perspektive auf Patenschaften als spezifische Formate freiwilligen Engagements. Hierfür stelle ich zunächst den Stand der Mentoringforschung dar. Neben einer Vielzahl an Patenschafts- und Mentoringformaten ist dabei die Dominanz überwiegend US-amerikanischer Studien zur evidenzbasierten Wirkungsmessung hervorzuheben, neben denen qualitative Ansätze, die sich dem *Wie* der Beziehungsgestaltung auf Ebene der sich begegnenden Akteure widmen, ebenso wie kritische Arbeiten nach wie vor die Ausnahme bilden. Daraufhin werden Patenschaften als eine Beziehungsform eingeführt, die sich bislang einer einheitlichen Definition entzieht und bei der die Beteiligten auf kein geteiltes kulturelles Modell zurückgreifen können. Patenschaften changieren zwischen verschiedenen Beziehungsverhältnissen, was sich sowohl als

Vorteil beschreiben lässt, aber auch als Herausforderung verstanden werden muss. Vor dem Hintergrund dieser konzeptuellen Offenheit treffen in den Begegnungen unterschiedliche Erwartungen und Zielsetzungen von Koordinatorinnen, Pat:innen und Patenfamilien aufeinander, die im Verlauf der Beziehungsentwicklung miteinander verhandelt werden müssen. Gemeinsam ist allen Patenschafts- und Mentoringformaten ein komplexes Asymmetriegerüst, welches auf strukturelle Ungleichheiten zwischen den sich begegnenden Akteuren zurückzuführen ist. Dieses wird in der Hilfebeziehung reproduziert und verstärkt. Dennoch verfolgen gerade Pat:innen in ihren Beziehungen häufig Ideale der Gegenseitigkeit und Augenhöhe. In Patenschaften mit geflüchteten Kindern kommt zu dieser ohnehin komplexen Ausgangslage noch eine soziokulturelle Dimension hinzu, die sich vor allem in divergierenden Verhaltensregistern zwischen den Pat:innen und den Patenfamilien bemerkbar machen kann. Es sind nicht zuletzt diese Verhaltensregister, die die Freiwilligen – verstanden als zusätzliche Erziehungsinstanz – durch die individuelle Förderung in Eins-zu-Eins-Beziehungen und die Vermittlung von Selbstwirksamkeit bei ihren Patenkindern modellieren sollen. All dies birgt vielfach affektiv-emotionale Anstrengungen für die Beteiligten und ein entsprechendes Konfliktpotenzial in den Patenschaftsbeziehungen.

Kapitel fünf, »Eine Verbindung eingehen«, widmet sich den Prozessen der Akquise, der Vorbereitung, dem Matching⁶ und schließlich dem Kennenlernen der Pat:innen und Patenkinder. In diesen Prozessen stellen sowohl die strukturellen Vorzeichen patenschaftlicher Engagementstrukturen, die diversen Bedürfnisse und Prekaritäten der zu vermittelnden Parteien als auch die Erfahrungen und Zuschreibungen der Koordinatorinnen entscheidende Weichen für die anzubahnenden Begegnungen. Die Herausforderungen und Anstrengungen, die sich aus dieser anspruchsvollen Koordinationsarbeit ergeben, stelle ich abschließend dar, denn es sind nicht zuletzt sie, die die individuellen Patenschaftsbeziehungen und ihre Entwicklungsräume entscheidend vorbestimmen.

In Kapitel sechs erzähle ich sechs Patenschaftsgeschichten. Die vorangegangenen Kapitel bilden den Kontext ab, in den diese spezifischen Fallbeispiele eingeordnet werden müssen. Die Geschichten beziehen sich überwiegend auf die Perspektive von Pat:innen, sind jedoch gespickt mit Exkursen zu den Sichtweisen von Eltern und einem Patenjugendlichen. Ich beginne dieses sechste Empiriekapitel mit meinem eigenen Fallbeispiel. Mit der Darstellung und der Analyse meiner eigenen Erfahrungen hoffe ich, den nachfolgenden Patenschaftsgeschichten gewissermaßen einen selbstkritischen Prolog vorwegzustellen, mit dem ich einen moralisierenden Zeigefinger auf etwaige problematische Erfahrungen und Gedanken anderer Pat:innen zu vermeiden suche. Vielmehr ist es mein Anliegen, beginnend mit meinem autoethnografischen Fallbeispiel, die Komplexität der Begegnung und die vielen Herausforderungen und Schattenseiten als genuines Merkmal dieses Formates aufzuzeigen, welches einer kontinuierlichen und sensiblen Begleitung bedarf. Dieses sechste Kapitel zeichnet sich durch eine Vermischung

6 In der vorliegenden Arbeit verwende ich den emischen Begriff des *Matchings*. Dieser wird von Praktiker:innen im deutschsprachigen Raum aus dem Englischen übernommen, um die Zusammenführung von Pat:in und Patenkind zu einem Tandem zu beschreiben. Der Begriff des *Matchings* wird vielfach konjugiert, wodurch Neologismen entstehen wie etwa: »Die Parteien wurden gematcht«.

beschreibender und analytischer Passagen aus. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass der Prozess der Datenerhebung, aus dem sich die Patenschaftsgeschichten speisen, bereits vielfach von analytischen Reflexionen durchzogen war. Dies trifft sowohl auf meine eigene Patenschaft zu, die ich in meinen Aufzeichnungen und im Austausch mit Gesprächspartnern fortwährend reflektierte, als auch auf die Fokusgruppe, deren Essenz der gemeinsame Austausch und die Reflexion war. Auch Interviews waren mitunter durchzogen von gemeinsamen Überlegungen zu den geteilten Erfahrungen. Da die beständige Reflexion der Rollen, die die Freiwilligen in der Beziehung einnehmen können und wollen, oftmals bedeutsamer Bestandteil der eigenen Patenschaftserfahrung ist, würde eine klarere Trennung beschreibender und analytischer Passagen der Komplexität der Erfahrung nicht gerecht werden.

Kapitel sieben beinhaltet einen zusammenfassenden Rückblick auf die Ausführungen und inhaltlichen Schwerpunkte der Arbeit. Weiterhin kondensiert das Kapitel abschließend die Erkenntnisse der Arbeit bezogen auf eine methodologische Annäherung an Affekte, die Rolle von Emotionen, Affekten und Anstrengungen in Patenschaftsbeziehungen sowie mögliche Umgangsstrategien mit paternalistischen und abwertenden Denk- und Handlungsmustern in Hilfebeziehungen mit migrantisierten oder geflüchteten Akteuren. Diese Strategien können richtungsweisend für Begegnungen in der Einwanderungsgesellschaft sein.

1.2 Anmerkungen

Ich übernehme die gegenderte Schreibweise *Pat:innen* als emischen Begriff, den meine Forschungspartnerinnen im Feld verwendeten und der auch in der deutschsprachigen Mentoringforschung (vgl. Jakob/Schüler 2023b) derzeit üblich ist, um einer geschlechtersensiblen Sprache gerecht zu werden. Gleichwohl verwende ich den Begriff der *Patenschaft*, der ebenfalls überwiegend von den Akteuren in meinem Forschungsfeld verwendet wurde. Meine Gesprächspartner:innen verzichteten hier zumeist auf den Begriff der *Pat:innenschaft*, wie ihn etwa Laura Gozzer (2022) konsequent in ihrer Monografie anwendet. Neben dem Versuch, einer geschlechtergerechten Ausdrucksweise durch den Doppelpunkt Rechnung zu zollen, verwende ich im Verlauf meiner Arbeit zudem das generische Maskulinum (*Akteure*), das generische Femininum (*Forscherinnen*) sowie auch Neutralisierungen (*Studierende*). Damit folge ich einerseits einem Bemühen, »maskulinen und femininen Personenreferenzen eine mögliche generische Lesart« (Kotthoff 2017, S. 98) zuzusprechen und versuche andererseits, einen sensiblen Umgang mit Personenreferenzen über den Satz hinaus im Text zu verankern (ebd.).

Ich verwende für die Darstellung von Interviews, informellen Gesprächen sowie Beobachtungen (insbesondere für die Patenschaftsgeschichten im sechsten Kapitel) vielfach das ethnografische Präsens, um stilistisch eine Unmittelbarkeit von empirischen Einblicken herzustellen. Diese Unmittelbarkeit soll keineswegs Neutralität oder Objektivität symbolisieren und die Konstruiertheit der beschriebenen Szenen verschleiern, welche bereits im Moment des Erlebens sowie im Zuge des späteren Protokollierens, der Datenanalyse sowie der Niederschrift meiner Ergebnisse meiner Selektion und Interpretation unterlagen. Ich bin jedoch der Ansicht, dass die Verwendung des Präsens vermag,

die Intensität und Spezifik der beschriebenen Momente sowie die Positionierungen der Akteure besser zu transportieren als retrospektive Darstellungsweisen. Hierdurch wird zugleich stilistisch eine Annäherung an jene affektiven Erfahrungsdimensionen ermöglicht, die sich durch ihre Unmittelbarkeit und Flüchtigkeit oftmals gängigen Kommunikationsmodi und klassischeren Erhebungsinstrumenten entziehen. Zusammenfassende Beschreibungen und interpretierende Passagen sowie die Darstellung meines Forschungsvorgehens grenze ich hiervon durch die Verwendung des Präteritums ab. Allgemeingültige(re) Rückschlüsse, Analysen und Abstraktionen, die über den Kontext der jeweils beschriebenen Szenen und Verhältnisse hinausgehen, sind hingegen ebenfalls im Präsens gehalten. Da (selbst-)reflektierende und analysierende Momente, wie erwähnt, durch das gewählte methodische Vorgehen (s. 2.3) in besonderem Maße bereits die Phase der Datenerhebung durchdrangen, kommt es in dieser Arbeit zwangsläufig zu komplexen Wechseln der Perspektiven und Zeitformen, die ich bewusst einsetze. Eine Abgrenzung zwischen einer beschreibenden und einer interpretativ-analytischen Perspektive ist unabhängig vom methodischen Forschungsdesign jedoch nie trennscharf zu bewerkstelligen. Darum verstehe ich jede stilistische Festlegung in diesem Zusammenhang als bedingt hinlänglichen Kompromiss.

Der Verein WIR GESTALTEN ebenso wie seine beiden Koordinatorinnen wurden in gegenseitiger Absprache nicht anonymisiert. Zum einen wäre eine Anonymisierung des Trägers und seiner hauptamtlichen Mitarbeiterinnen einerseits durch das Zitieren öffentlicher Darstellungen auf der Internetseite von WG und andererseits aufgrund der überschaubaren Berliner Patenschaftslandschaft nur oberflächlich möglich gewesen. Eine kurze Recherche würde den Verein und seine Akteure identifizierbar werden lassen. Um dies zu vermeiden hätte ich den gesamten Kontext meines Forschungsfeldes entscheidend verfremden müssen, was stark im Widerspruch zu seiner Signifikanz für mein Forschungsdesign und meine Ergebnisse gestanden hätte. Zum anderen entgegenen mir die Koordinatorinnen von WG, wann immer ich die Frage der Anonymisierung stellte, dass die Organisation als Ganzes sowie auch die einzelnen Akteure hinter ihren Praktiken, Entscheidungen und Aussagen stünden. Eine der Koordinatorinnen schrieb in einem E-Mail-Austausch hierzu: »Wenn ich etwas so gesagt habe, dann darf das auch jeder wissen.« (20.10.2024) Vor Einreichung meiner Dissertationsschrift legte ich den Koordinatorinnen mein Manuskript vor und bat sie um ihre Rückmeldung. Basierend auf einem gemeinsamen Gespräch verfasste ich anschließend einen Epilog, der u.a. die Stichworte »rassismuskritische Selbstreflexion« und »Selbstverständnis als lernendes System« beinhaltete.

Für meine übrigen Gesprächspartner:innen verwende ich in der vorliegenden Arbeit Pseudonyme. Die Patenkinder der Studierenden der Fokusgruppe wählten zum Zeitpunkt der Veröffentlichung unserer Vignetten (s. 2.2.3) selbst ihre Pseudonyme. Dieses Vorgehen nutzten wir zugleich als Modus, um bezüglich des Vorhabens, über unsere Patenschaftserfahrungen zu schreiben und die Ergebnisse zu veröffentlichen, Transparenz herzustellen. Mit zwei der Patinnen (6.3 und 6.6) legten wir im Zuge der Besprechung ihrer Patenschaftsgeschichten gemeinsam Pseudonyme fest. Für meine übrigen Gesprächspartner:innen wählte ich selbst Pseudonyme.